

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

**Redaktion:** Tauscher Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 13693.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Anzerate** werden die gespaltene Pettzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwierigeren Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Str. 19/21. Telephon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonntags und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bestätigt den Plan eines Rohbrandweinmonopols.

Die Kosten der Gehaltsaufbesserung der Reichsbeamten sollen auf über 60 Millionen jährlich veranschlagt worden sein.

Die englischen Kommunalwahlen brachten der Reaktion Erfolge.

Bei den Dumawahlen in Rußland sind bis jetzt 11 Sozialdemokraten gewählt worden.

## Steuerfragen im Klassenstaat.

Leipzig, 4. November.

Die Praxis der Klassenherrschaft bleibt überall die gleiche: Abwälzung aller Lasten auf die schwachen Schultern, Entlastung der Leistungsfähigen. Der Kapitalismus hat daran nichts anderes geändert, als den Schein. Unter der Sklaverei und der Leibeigenschaft waren die Ausbeutungsverhältnisse offen und brutal, und die unterworfenen Klassen konnten sich an den Fingern abrechnen, wieviel sie jährlich ihren Herren an neuem Reichtum zuzugange. Unter kapitalistischen Verhältnissen sieht es auf den ersten Blick so aus, als seien alle Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse ausgelöscht, als gäbe es nur noch Freie und Gleiche. Die bürgerlichen Ökonomen bestreiten entschieden, daß der modernen Lohnarbeit dasselbe zugrunde liegt, was der antiken Sklaverei und der mittelalterlichen Leibeigenschaft zugrunde lag: Ausbeutung. Sie klammern sich an den Schein, wonach der „freie“ Arbeiter mit dem Kapitalisten einen „freien“ Kontrakt schließt, den er nicht zu schließen brauche, wenn er nicht wolle. Der Arbeiter gibt seine Arbeitskraft her, der Unternehmer den dafür ausbedungenen Lohn. Wo bleibt da die Ausbeutung? Als die Ökonomie noch eine bürgerliche Wissenschaft war, also zur Zeit von Adam Smith und Ricardo, war sie noch nicht so weit heruntergekommen, wie heute. Damals gab sie die Ausbeutung auch in der modernen Lohnarbeit zu. Nur die Art, wie die Ausbeutung, wie der kapitalistische Mehrwert zustande kam, blieb ihr ein unergründliches Rätsel. Marx öffnete ihr die Augen. Er bewies zum erstenmale in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft, wie und unter welchen Umständen auch bei der Lohnarbeit Ausbeutung besteht und Mehrwert produziert wird. Aber das starke Licht der marxistischen Theorie war zu grell, war zu blendend für die Maulwurfsaugen der bürgerlichen Ökonomie und

statt hellfichtig zu werden, wurde sie völlig blind. Jetzt leugnet sie, was sie früher zugab und stellt sich, als nehme sie den Schein für das Wesen der Dinge.

Genau so liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Steuerpolitik. Früher war das Privileg der Steuerfreiheit für die besitzenden Klassen ganz offen und direkt. Adel und Geistlichkeit, die herrschenden Stände im Mittelalter, waren ausdrücklich von der Verpflichtung, Steuern zu zahlen, ausgenommen. Auch hier hat sich nur der Schein, nicht das Wesen geändert. Mit Hilfe der indirekten Steuern haben die herrschenden Klassen es bis heute verstanden, sich so gut wie völlige Steuerfreiheit zu sichern und die gesamten Lasten der Staatserhaltung auf die Schultern der besitzlosen Massen abzuwälzen. Kennerlich freilich besteht auch hier die „Gleichheit aller“. Aber darin beruht gerade das Raffinement dieses Systems. Ein Pfund Salz trägt genau soviel Steuern, ob es im Haushalte eines Millionärs oder eines Proletariers konsumiert wird. Aber der Millionär, der vielleicht das zwanzigfache Jahreseinkommen des Proletariers hat, ist deshalb nicht zwanzigmal soviel Salz, wie jener, und so trägt er im Verhältnis zu seinem Einkommen nur den zwanzigsten Teil dessen, was der Proletarier an Salzsteuer bezahlen muß. Gerade deshalb haben die bürgerlichen Parteien der Beseitigung des indirekten Steuersystems für das Reich mit aller Macht widerstrebt, und tun es heute noch. Außer der praktisch kaum ins Gewicht fallenden „deutschen Volkspartei“ gibt es in Deutschland keine einzige bürgerliche Partei, die die Einführung der direkten Steuern in ihrem Programm verlangt. Auch der Freisinn rafft sich nur zu der leichten Forderung auf: Entlastung der dringendsten Lebensbedürfnisse von indirekten Steuern. Gegen das System der indirekten Steuern zu protestieren, ist ihm nie einfallen.

Auch bei der bevorstehenden „Finanzreform“, wie man die Einbringung der zu erwartenden neuen Steuern woflautend nennt, handelt es sich in der Hauptsache um nichts anderes, als um neue indirekte Steuern. In einer Besprechung der „Reichssteuerfragen“ sagt die Tägliche Rundschau rund heraus: eins sei hier nochmals betont, direkte Reichssteuern sind und bleiben unmöglich. Warum? Weil die herrschenden Klassen sich nicht selber besteuern wollen. Man schützt die großen Schwirreigkeiten vor, die die Uebertragung des direkten Steuersystems von den Einzelstaaten auf das Reich verursachen würde. Der wahre Grund jedoch liegt darin, daß an direkten Steuern, die in der Hauptsache von den besitzenden Klassen getragen werden, in den deutschen Bundesstaaten zusammengerechnet nur 7 Mk. pro Kopf bezahlt werden, während an indirekten Steuern, die in der Hauptsache die besitzlose Masse treffen, rund 20 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung entfallen. Im Jahre 1905 betragen die indirekten und direk-

ten Steuern im Reich und in den Bundesstaaten zusammengerechnet 1654 Millionen, davon waren indirekte Steuern 1219, direkte nur 435 Millionen. Mit andern Worten: die besitzenden Klassen zahlen für Staat und Reich nur ein Drittel dessen, was sie den besitzlosen abpressen.

Und dieses Verhältnis wird sich in Zukunft, und gerade durch die Blockpolitik noch mehr verschärfen. Der Plan des Rohbrandweinmonopols, das natürlich nichts anderes ist, als eine indirekte Brandschätzung der besitzlosen Klassen, wird heute auch von der Norddeutschen Allgem. Zeitung offiziös zugestanden, das einzige, was sie bestritt, ist, daß seine Einführung die „mahlos übertriebene“ Summe von 1000 Millionen kosten würde. Aber ebenso sicher wie diese Vorlage kommen wird, ist, daß sie nicht ausreichen wird, um das Defizit zu decken. Allein für die Erhöhung der Reichsbeamtenbesoldungen werden 60 Millionen verlangt. Dazu wird eine „denkensprechende“ Aufbesserung in den Bezügen der Unteroffiziere, Leutnants und Hauptleute angeknüpft, von der Marinevorlage, den Kolonialforderungen, den Mehrforderungen für das Meer ganz zu schweigen. Da sind natürlich die 70 Millionen, die man durch das Monopol aus dem Schnaps mehr herausziehen hofft, als bisher, nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Man kündigt auch schon eine zweite neue — natürlich ebenfalls indirekte — Steuer an: die Erweiterung der Bändersteuer auf die Zigarren. Aber auch sie würde nicht das Defizit decken, und der Rohbrandweinmonopolvorlage wird in absehbarer Zeit eine Tabakmonopolvorlage folgen, genau so wie in den glorreichen achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Noch freilich rumort es in der liberalen Presse ein wenig über direkte Reichssteuern, die man verlangen wolle. Aber das wird sich schon geben, und wenn der kritische Moment da ist, dann wird auch der freisinnige Budel über den Stock springen und seinem Blochherrn apporrieren, was er verlangt. Die Sozialdemokratie aber wird die Ernte schneiden, die ihr heranwächst.

## Revolution in Rußland.

Eisenbahnüberfälle, Militäraufstände und Terror.

Wir haben vor einigen Tagen hier einige Presstimmen wiedergegeben, nicht von der linken Seite, sondern von der richtigen Richtung, die alle darin einig sind, daß das Land immer mehr von den revolutionären Wirren ergriffen wird. Das ganze staatliche Leben ist unterbrochen, nur die Polizei ist noch geblieben. Auch die Nowoje Wremja mußte zugeben, daß von einer Beruhigung im Lande nichts zu spüren ist. Wohl sei die Revolution ärmer geworden an großen explosiven Akten. Nun sind auch diese da. Die letzte Woche brachte zwei große Eisenbahnüberfälle, der eine im Kaukasus, der andre in Polen, wobei die arme Staatskasse um einige 100 000 Rubel leerer wurde.

## Seuilleton.

### Gylholm.

Ein Landarbeiterroman von Johan Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Helld.

Nachdruck verboten.

XVII.

Am nächsten Mittag stehen drei, vier Häusler an der Ecke des Meiereigebäudes. Sie scheinen nicht nach Hause gehen zu wollen. Dagegen sehen sie sich um, teils ängstlich, als fürchteten sie entdeckt zu werden, teils als erwarteten sie jemand.

Dann gesellt sich noch einer, dann zwei und dann noch einer zu ihnen. Und dann kommt Per Holt.

Alle Gylholmer Häusler versammeln sich zu einem Haufen, und je mehr der anwächst, desto dreister wird die Haltung des einzelnen.

Sie sind alle gekommen, mit Ausnahme von Tammes, der sich überhaupt nicht sehen läßt.

Dagegen zeigt sich der Leiter der Meierei in der Tür und hinter ihm ein paar Mädchen, die große, erstaunte Augen machen. Der Jäger kommt aus dem Gylholmer Wäldchen und geht zur Schmiede, wo er und der Schmied die Köpfe zusammenstecken und tuscheln, während sie zu den Häuslern hinüberblicken.

Die Schar setzt sich, nach dem weißen Sitter zu, in Bewegung. Per öffnet die Pforte.

Und so überschreiten die Gylholmer Häusler zum erstenmal in ihrem Leben die feine scharfe Linie, die die Grenze bildet zwischen ihrem Leben und dem Leben des Stammerherrn.

Unwillkürlich gehen sie vorsichtig auf den mit Kies bestreuten Wegen; sie blicken verstohlen die großen Mauer-

flächen hinauf, als sei alles viel größer, als sie es sich vorgestellt hatten, und je näher sie dem Schlosse kamen, um so tiefer scheinen sie beim Gehen in die Knie zu sinken.

Per Holt, der große Paul, Jakobus und einer der neuen Häusler lassen ihre Holzschuhe draußen auf den Treppentufen stehen und gehen hinein zum Herrn, während die andern draußen warten.

Sowohl Paul als Jakobus sind grauhaarige Männer, aber sie werden geradezu blaß, während sie durch die mit Fliesen getäfelte, großartige Vorhalle gehn.

Zu dem mit Bildern und Teppichen überreich ausgestatteten Zimmer des Kammerherrn ruht dieser selber auf einem türkischen Divan, eine Zigarre rauchend und die Zeitung lesend. Zu seinen Füßen liegt ein prächtiger Käter, der sich, beim Eintritt der Häusler, knurrend halb aufrichtet, bis ein beschwichtigendes Wort seines Herrn ihn beruhigt.

Per Holt ergreift das Wort: „Wir kommen im Auftrage der Häusler, um den Kammerherrn um eine Zulage von 25 Der zu unserm Tagelohn zu bitten!“

Der Kammerherr sieht gleichgültig von seiner Zeitung auf und antwortet: „Das kann ich nicht, mein guter Mann!“

„Dann haben wir beschloffen, daß wir alle miteinander wegziehn wollen!“ sagt Per Holt fest.

Der große Paul und Jakobus werfen gleichzeitig einen Seitenblick auf das Gesicht des Kammerherrn, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten.

Der Kammerherr antwortet aber nur, indem er die Zeitung wieder aufnimmt: „So, das haben Sie beschloffen.“

Und dann wird es mit einem Male so ganz unheimlich still.

Paul und Jakobus blicken Per an, der mit den Augen Winkelt, als dächte er eifrig nach. Sie fangen an, unruhig zu trippeln, und Paul kriecht seine großen, knöchigen Finger.

So vergehen vielleicht sechzig Sekunden. Endlich blickt der Kammerherr auf und fragt: „Wollen Sie noch etwas?“

„Der Kammerherr will also nicht 25 Der zulegen?“

„Darauf habe ich ja bereits geantwortet, Mann!“

sagt der Kammerherr und blickt Per Holt fest an.

Langsam entfernen sie sich.

Sobald sie auf der Treppe sichtbar werden, gleitet eine niedergeschlagene Stimmung, wie eine Wolke der Enttäuschung, über die Büge der wartenden Kätner.

„Er will nicht!“ sagt Per auf ihre fragenden Blicke hin.

Der große Paul steckt mit unsicher tastenden Bewegungen seine Füße in die Holzschuhe und fügt hinzu: „Nein, ihm ist es ganz egal.“

„Er tut jedenfalls so,“ bemerkt Per Holt

Erst, nachdem sie das weiße Gitter passiert haben, fangen sie an zu reden.

Krän Sows zerbeißt seinen Katabat: „Nein, diese Art Leute sind nicht so leicht zu nehmen!“

„Wir hätten bis zur Erntezeit warten sollen, dann hätte er darauf eingehen müssen.“ Das meint Jakobus.

„Ja, aber was will er machen, wenn wir nun alle miteinander fortziehen — das möchte ich wohl sehen!“ sagt Niels Nön pitffig.

Nur ab und zu fällt ein Wort. Meistens gehen sie schweigend weiter.

Krän Sows räuspert sich. „Das ist natürlich zu simpel für so einen, sich uns andern zu fügen.“

Der rote Zens blickt Per mit schadenfrohem Augenblinzeln an: „Mir scheint, du hast uns einen netten Eierkuchen angerührt!“

Per Holt hält halbwegs inne, hebt den Kopf, blickt frei im Kreise umher und fragt: „Waren wir nicht einig?“

„Ja, das waren wir, weiß Gott!“ antwortet der große Paul.